

Aus dem Leben einer Gottesbraut.

St. Josephsgärtchen.

Der hl. Joseph, Patron der Handwerker.

Die christlichen Handwerker, Schreiner und Zimmerleute an der Spitze, haben von jeher den hl. Joseph als ihren besonderen Schutzpatron verehrt, und zwar mit vollem Rechte. Hat doch der hl. Joseph in der bescheidensten Stellung das denkbar heiligste Leben geführt, alle Tugenden seines Standes im höchsten Grade geübt und sich, ohne nach außen hin etwas auffälliges zu tun, in den Augen Gottes so viele Verdienste erworben, daß ihn kein Heiliger im Himmel an Glorie überstrahlt.

Wieviel Belehrendes und Ermutigendes bietet sein Leben für die Armen und für die in schwerer Arbeit ihr Brot verdienenden Handwerker! Da kann man deutlich sehen, daß Gott nicht auf Stand und Kleidung sieht, sondern einzig und allein auf die Tugend. Nicht ohne tiefe weise Absicht hat der Allerhöchste gerade einen Handwerker zum Pflegevater seines Sohnes ausgewählt. Gab es damals nicht Fürsten, Gelehrte, Reiche und Mächtige genug, die nach menschlicher Berechnung viel besser für so ein erhabenes Amt entsprochen hätten? Warum wird gerade dem Arbeiterstand der Vorzug gegeben? Ohne Zweifel deswegen, weil der Herr zeigen wollte, daß man in diesem Stande sicherer zum ewigen Heile gelangt, während im Schoße des Glückes unzählige Gefahren schlummern. Der Reichtum verweichlicht das Herz, weckt den Stolz, nährt die Leidenschaften, mehrt und verstärkt die Versuchungen. Darum hegte auch der Herr eine besondere Vorliebe für die Armen, und an tausend Stellen der hl. Schrift können wir lesen, wie Gott dem Demütigen seine Gnade gibt, die Schwachen beschützt, die Betrübten tröstet und ihnen einen Erlöser sendet, der ihre Leiden teilt.

Deshalb ruft auch der große Bossuet aus: „Weßhalb beklagst du dich, daß du in der Welt nichts bist? Welche Rolle spielte denn der hl. Joseph mit der allerseeligsten Jungfrau und dem Jesuskinde darin? Sie waren die Lieblinge Gottes und der Menschen; und was galten sie auf Erden?“

Doch du entgegnest: „man achtet den gewöhnlichen Arbeitsmann nicht.“ Ich frage: Was liegt an der Meinung der Menschen? Vermindert sie dein Verdienst, oder schließt sie dich vom Himmel aus? Soviel ist der Mensch wert, als er in den Augen Gottes gilt. Uebrigens ehren und achten auch schon alle vernünftigen Menschen den rechtschaffenen und fleißigen Arbeiter, Landwirt und Handwerksmann; sie verachten nur den Müßiggänger, Schlemmer und Taugenichts. Nicht der Stand ist es, welcher den Menschen erniedrigt, sondern die schlechte Aufführung. Halte dich gut, bleib fromm und rechtschaffen und du wirst bei jedem edel Denkenden geachtet sein.

Im Lichte des Glaubens betrachtet hat der Arbeiterstand große, ich möchte fast sagen, beneidenswerte Vorteile. Er verspricht eine viel größere Sicherheit, das ewige Heil zu erlangen und sichert uns reichlichere Gnaden zu. Der Arbeiter genießt, falls er seine Pflichten, eine Ruhe und einen Frieden, der dem Reichen in den Kämpfen des Ehrgeizes und der Ausübung öffentlicher Ämter nur zu oft verloren geht. Widersprüche, Täuschungen, Sorgen und Schmerzen aller Art bleiben dem Reichen in der Regel noch viel weniger erspart, als

dem Armen. Begnügen wir uns daher mit dem Lobe, das uns die göttliche Vorsehung zugebracht und suchen wir das Glück da, wo es allein zu finden ist: in Demut, Arbeitsamkeit und Liebe zu Gott.

Aus dem Leben einer Gottesbraut.

(Fortsetzung.)

Liebe zu den armen Seelen. — Oftmals bat Anna Katharina den Pilger um Gebet und Liebeswerke für die armen Seelen mit den Worten: „Wir leben von den Gütern unserer verstorbenen Voreltern und Eltern, und vergessen so leicht, was wir ihnen schuldig sind und wie sehr sie nach unserem Danke begehren und unserer Hilfe bedürfen. Sie rufen: „Trage, leide, bete, faste, gib Almosen für uns! Opfere doch für uns das heilige Messopfer auf!“ — Als er sie fragte, was er für seine verstorbenen Eltern tun könnte, riet sie ihm, außer Gebet und Almosen während eines gewissen Zeitraumes bestimmte Uebungen der geistlichen Ueberwindung und Abtötung an, sowie der Geduld und Sanftmut.

„Ach“, pflegte sie oft zu sagen, „die armen Seelen haben so viel zu leiden wegen ihrer Nachlässigkeit, wegen bequemer Frömmigkeit, wegen Mangel an Eifer für Gott und das Heil des Nächsten. Wie soll ihnen geholfen werden, wenn nicht durch genuttuende Liebe, welche für sie jene Tugendakte aufopfert, welche sie sonst im Leben besonders vernachlässigt hatten? Die Heiligen im Himmel können nicht mehr für sie büßen und genuttun; das haben sie von den Kindern der streitenden Kirche zu erwarten. Und wie sehr sehnen sie sich darnach! Sie wissen, daß kein guter Gedanke, kein ernstster Wunsch, den ein Lebender für sie hat, ohne Wirkung ist. Und doch wie wenige kümmern sich um sie!“

Ein Priester, der sein Brevier mit Andacht und in der Meinung betet, die Veräumnisse damit gut zu machen, für welche die armen Seelen noch zu büßen haben, vermag unglaubliche Tröstung zu bereiten. Ja, die Kraft des priesterlichen Segens bringt bis in das Fegfeuer und erquickt wie Himmelstau die Seelen, denen er in festem Glauben gesendet wird. Wer dies alles so sehen könnte, wie ich, der würde gewiß nach Kräften zu helfen suchen.“

Am meisten bedauerte sie jene Verstorbenen, die von den Lebenden über Gebühr gelobt und um natürlicher Eigenschaften und Vorzüge willen bis zum Himmel erhoben werden. Desgleichen jene, von welchen die Ueberlebenden aus weidlicher, überspannter Liebe den Gedanken nicht ertragen können, als seien sie noch im Stande der Peinen und der Läuterung; denn solche sah sie als die ärmsten und verlassensten Seelen. „Unmäßiges Lob“, äußerte sie oft, „sehe ich immer als eine wesentliche Verabundung und Zurücksetzung dessen, dem das unverdiente Lob gesendet wird.“

Ein anderesmal gestand sie: „O wie vielen Dank habe ich schon von den lieben armen Seelen gehabt! Ach wenn doch alle Menschen diese Freude mit mir teilen wollten! Welch ein Ueberfluß von Gnaden ist auf Erden! Aber wie werden diese Gnaden vergessen und verschleudert, während die armen Seelen so sehr nach ihnen seufzen! In ihren mannigfachen Räumen mit verschiedenen Qualen sind sie voll Angst und Sehnsucht;

so schmachkend nach Hilfe und Erlösung. Und wie groß auch ihre Not ist, sie loben durch unseren Herrn und Heiland Alles, was wir für sie tun, — biert unendliche Wonne.“
(Schluß folgt)

Eine Erzählung aus alten Tagen.

(Fortsetzung.)

8. Kapitel. Die letzten blutigen Kämpfe um die Höhen des Impetyn-Berges.

Die Zulus kamen zum Viehtrahal, öffneten ihn und trieben die Tiere heraus. Die Pferde wurden sofort erbarmungslos niedergestochen, die Kinder aber hinweggeführt, dem Engpasse zu.

Wir aber erstiegen mit Ngokwennhama den Felsenpfad, der zur Höhe des Berges hinaufführt und beobachteten traurigen Herzens den Vorgang. Als das Vieh in die Nähe der Klüfte kam, rannten mehrere unserer Jünger zur Felsenklippe hinauf und warfen einen Hagel von Steinen und Felsblöcken auf die unten vorüberziehenden Treiber. Die Folge davon war, daß die Kinder scheuten und in wildem Galopp nach dem Tale zurückrannten.

Das bewog den Feind zu einem neuen Angriff auf die von uns besetzten Höhen. Hastig kletterten sie den Fußpfad hinan, doch mitten im Wege stellte sich ihnen Ngokwennhama entgegen, gerade an der Stelle, wo die Felsenmassen über den Fußpfad herüberhingen, und schlug jeden Zulu nieder, der es wagte, noch einen Schritt vorwärts zu tun. Wir indessen warfen rastlos Steine auf die Feinde hinab, bis sie sich endlich notgedrungen zurückzogen, nachdem sie Hunderte von Toten auf dem Platze gelassen.

Zu gleicher Zeit waren andere Scharen wütend daran, den Eingang zur Höhle zu gewinnen; vergebens, jeder Zulu, der hineinzukommen versuchte, wurde, sobald er sich bückte, um durch die schmale Öffnung hineinzukriechen, mit scharfen Affegais niedergestochen. In kurzem war der ganze Platz vor der Öffnung mit toten Zulus verammelt; und auch hier sah sich der Feind genötigt, sich unverrichteter Dinge zurückzuziehen.

Sie hielten eine kurze Beratung. Tschaka, der allgefürchtete Fürst und Gebieter der Zulus, saß inmitten des Tales auf einem Felsblock, rings von seinen Jüngern umgeben. Auch der Häuptling, welcher den Angriff auf die Höhe geleitet hatte, nahte sich dem Herrscher und machte die üblichen Ehrenbezeugungen. Tschaka sprach ein paar Sätze, und sofort machte sich ein Haufen seiner Leute daran, Brennholz zu fällen. Andere eilten zur Höhle und zogen die Toten an den Füßen aus der Öffnung heraus; dann häuften sie eine Unmasse grünen Holzes rings vor dem Schlupfloche auf und setzten das Holz, das einen schrecklichen Rauch und Qualm verbreitete, in Brand.

Bei diesem Anblick schrieen Ngokwennhama und Jiskova laut auf vor Entsetzen. „Es sind bei 200 Personen in der Höhle,“ riefen sie, „meist Frauen und Kinder! Wir müssen hinab, sie zu retten!“ — Kaum war das Wort verklungen, so eilten wir alle Hals über Kopf den Fußpfad hinunter und dem Eingang der Höhle zu. Denn viele unserer Leute wußten ihre Bräute, ihre Kinder und Weiber in höchster Gefahr! —

Schon hatten wir das Tal zur Hälfte durchschritten, und noch immer verhielten sich die Zulus mit ihrem Fürsten in der Mitte auffallend ruhig. Ach, der grausame, tückische Tschaka hatte uns eine Falle gelegt, und

wir rannten in dieselbe blindlings hinein. Wir hatten bloß den einen Gedanken, die armen Frauen und Kinder aus der mit Rauch erfüllten Höhle zu retten und stürmten daher wütend gegen die Zuluscharen an, die sich wie eine eiserne Mauer vor uns aufgepflanzt hatten. Wie dort, wo der Umzinkulu in die See geht, die Wellen mit donnernder Brandung an den schwarzen Felsenmassen anprallen und dann gebrochen und machtlos zurückgeworfen werden in die kochende See, also machten wir zweimal den Versuch, die schwarzen, von Affegais starrenden Reihen zu durchbrechen, und zweimal wurden wir trotz all unseres Widerstandes zurückgeworfen.

Doch jetzt erst gewahrten wir das Entsetzliche: Die beiden Seitenflügel der feindlichen Armee hatten eine Schwenkung nach vorn gemacht und waren eben daran, uns in ihre vernichtende Umarmung einzuschließen. Ngokwennhama und Jiskova bemerkten zuerst die Gefahr und gaben schnell das Kommando, nach dem Felsenpfade zurück zu eilen. Zu spät! Schon war ein Zuluschwarm an der Stelle angekommen, wo der Fußpfad zur Höhe führt und kletterte, rechts und links die wenigen Verteidiger niederstoßend, eilends die Höhe hinauf.

Blindlings hieben wir nun in die Massen ein, die rings am Fuße des Berges schwärmten, und einige Augenblicke schien uns der Sieg gewiß. Doch jetzt drang der Feind in unserem Rücken in ungeheuren Massen vor, und auch die Gegner in der Front schwoilen zu immer größerem Haufen an. Sei, da zeigte sich Ngokwennhama erst in seiner ganzen Größe! Einem Sturzbache gleich hieb sein riesiges Schwert mitten durch die Feinde hindurch eine blutige Bahn, und wir sahen uns wieder am Fuße des Berges, bevor wir es noch recht gewahr wurden. Wohl schwärmte der lange, steile Aufstieg von einer Menge von Zulus, allein sie wurden von unseren jungen Männern zurückgehalten, die in ihrer Verzweiflung wie Dämonen kämpften. So kam der Feind nicht weiter, als bis zur halben Höhe des Berges.

Die Streiter fielen in Masse von dem steilen Felsenpfade herab, sowohl unsere eigenen Leute, wie die Zulus, die sich hier, von oben und unten bedrängt, in der Klemme sahen. Jiskova drang mit seinen Kriegerern nach oben und suchte den Pfad mehr und mehr vom Feinde zu säubern. Ngokwennhama aber, an dessen Seite ich kämpfte, hatte sich am Fuße des Berges in Position gestellt, und tat alles, seinen Platz zu behaupten. Die Wut, mit der auf beiden Seiten gekämpft wurde, spottet einfach jeder Beschreibung.

„Schih — Sch — hi — ih!“ brüllten die Zulus, indem sie uns in Massen umtobten. „Whi — ip! Whi — ip!“ sang Ngokwennhamas Schwert in dem wilden Tumult, so oft es tausend niederfuhr. Oft faßte der Held seine furchtbare Waffe mit beiden Händen, um in sie die ganze Kraft seines Armes zu legen, und bei jedem Streich flog ein Kopf oder ein Arm vom Rumpfe eines Zulus. Ich aber, und noch etwa 20 unserer Kehlas schwangen die scharfe Streitart. Wir hieben drauf los, als gelte es bloß Holz im Walde zu fällen, und wiederholt faßten auch wir unsere Waffe mit beiden Händen.

Einmal fuhr Ngokwennhamas Schwert so tief in einen Zuluschädel, daß er Mühe hatte, es wieder zurückzuziehen. Im gleichen Augenblicke zielten hundert feindliche Affegais nach ihm; wir aber eilten im Nu herbei und schafften ihm freie Bahn. Rasch war sein Schwert wieder frei und sang lustig weiter seinen Todesang.

Leider schmolz unser kleiner Haufe der ungeheuren Ueberzahl gegenüber immer mehr zusammen. Da, im Augenblick der höchsten Not, kam uns Hilfe von oben.